



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Charakterbilder aus der Deutschen Restaurationsliteratur : Zacharias  
Werner. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

so bezieht sich dies weniger auf die eigentlichen Harzer, als auf die zigeunerhafte und gefürchtete Bevölkerung vom katholischen Eisfelde hinter dem Harze, welche das größte Kreuz und die Zuchtruthe des Niedersächsischen Bauern in dieser Gegend ist. Am nördlichen Gebirgsabhange zieht nur die Stadt Quedlinburg ein Proletariat, das seines Gleichen vielleicht in ganz Deutschland nicht hat, und dessen stets betrunkene Sprößlinge einzeln als Bettelmusikanten im Lande umherziehen. Die Vorfahren wurden durch die außerordentliche Wohlthätigkeit des berühmten Stiftes, dessen Aebtissin einst die Gräfin Aurora von Königsmark war, nach Quedlinburg gezogen, und ihre Nachkommen bewohnen noch jetzt, dem vielhülmigen Schlosse mit der Stiftskirche gegenüber, den eben so berücksichtigten als romantisch gelegenen Münzenberg, ein Bettler- und Bagabondenviertel im großartigsten Maßstabe, das den gefürchtetsten Stadttheilen in den größten Städten Europa's Nichts nachgiebt. S. P.

## Charakterbilder aus der Deutschen Restaurations- Literatur.

Z a c h a r i a s   W e r n e r .

2.

In Warschau hielt sich Werner diesmal nur anderthalb Jahr auf. Seine ziemlich ausgebreiteten Bekanntschaften in den höhern Kreisen verschafften ihm 1805 eine einträgliche Sinecur in Berlin. Dort lernte er die bisher nur aus der Ferne verehrten Männer, Schlegel, Fichte, Schüz u. s. w., persönlich kennen. Vorzüglich aber wirkte auf ihn der Umgang mit Iffland, damals Schauspiel-director in Berlin, der sich sehr für ihn interessirte, und im Juni 1806 sein drittes Stück: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, auf die Bühne brachte, in einer glänzenden Ausstattung, in den Hauptrollen sehr gut gespielt und durch eine von Biercy im trefflichsten Kirchenstyl gesezte Musik begleitet. Die bedeutendsten Bühnen folgten diesem Vorgang, und das Stück machte Epoche, obgleich es auch nicht an Gegnern fehlte, so daß z. B. eine Gesellschaft von Officieren in Berlin den Martin Luther zum Gegenstand einer Maskenschlittenfahrt machte. Es erschien im nächsten Jahr im Druck.

Werner hat auch in diesem Drama gezeigt, daß er wol das Talent besaß, zweckmäßige Stoffe, die ihm namentlich von der Geschichte her überliefert waren, für das Theater geschickt zu arrangiren. Dahin gehört z. B. die bekannte Scene: Luther auf dem Reichstage zu Worms, die auch in viele unsrer Gedichtsammlungen

übergegangen ist. Dagegen zeigt sich sein unhistorischer Sinn in der Einmischung von halb mystischen, halb sentimentalen Momenten in die derbe, sehr reale Gestalt des Deutschen Reformators; nicht allein ist aus der Ehe mit Katharina von Bora ein somnambules Verhältniß gemacht, welches sich mit seinen Träumen, Visionen und dergleichen schon tief ins Klosterleben hinein ausdehnt, sondern es sind neben den halbheiligen Gestalten Luther's und Katharina's auch wieder ein Paar überheilige hinzugefügt, nämlich zwei Kinder, die in Liebe zu einander aufgehen, die aber eigentlich Nichts sind als verkappte Seraphe und Luther's Schutzgeister. Die Eine spricht und singt beständig von der Hyacinthe, der Andere vom Karfunkel, und Katharina, so wie ihre Nektissin, Luther und seine Freunde stimmen in diese Karfunkelpoesie so lebhaft ein, daß zuletzt eine wüste mystische Atmosphäre das historisch-dramatische Gemälde vollständig überschleiert. Ich darf wol kaum hinzusetzen, daß auch hier das doctrinaire Interesse überwiegend ist, da sich der Stoff doch eigentlich nicht für das Drama eignet, und daß die Verklärung der Reformation aus sehr unprotestantischen Motiven hergeleitet wird. Es ist, als ob zwei entgegengesetzte Naturen in diesem Dichter mit einander streiten; in den Phrasen herrscht überall die Mystik, aber in den Figuren drängt sich alle Augenblicke die ursprünglich realistische Natur hervor.

In seinem Leben war es ähnlich. In seinen Tagebüchern, die zum Theil sehr ausführlich sind, ist es zuweilen sehr spaßhaft, wie dicht neben dem gemeinsten Cynismus die erhabenste Ueberschwenglichkeit sich brüstet, und wie mit der nämlichen Ausführlichkeit der Act des Rastrens und Anderes, was wir hier nicht erwähnen wollen, aufgezeichnet ist, wie das Gebet und die Meditation. In seinem Leben in Berlin herrschte die Liederlichkeit vor; er trieb sich zwischen Ausschweifungen und Gewissensbissen umher, bis die Unsicherheit aller Verhältnisse nach dem Einzug der Franzosen ihn unruhig machte; er verließ Berlin und ging über Dresden und Prag nach Wien, wo ihn zwar die Gemüthlichkeit des Volks sehr anzog, wo er aber die sonderbare Erfahrung machen mußte, daß man ihn eigentlich wegen seiner aufgeklärten protestantischen Grundsätze schätzte, daß man nach der protestantischen Berliner Bildung wie nach einem Ideal hinblickte. „Wenn ich mir nun dazu denke,“ sagt er, „daß Berlin seinerseits wieder Porstel's Gesangbuch im Nähbeutel mit nach dem Thiergarten nimmt, und der Strahl des katholisch-platonischen Glaubens immer tiefer in die Berlinischen, ohnehin von Natur schon so tiefen Geheimrathsmansells dringt, so glaube ich, daß ganz Deutschland ein Tollhaus ist, und möchte gleich morgen mich mit der ersten besten Gelegenheit aufpacken und nach Italien reisen, nicht um dort, wo auch Tollheiten genug sind, zu wirken, sondern um unter Trümmern und Blüthen Alles und mich selbst zu vergessen.“

Eine Reise nach München machte ihn mit Jakobi und Schelling, eine Reise nach Weimar mit Goethe bekannt, den er hoch verehrte, auch noch, als er bereits

Katholik geworden war. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin zeigte ihm Napoleon, den Normaltyrannen, nach dessen idealisirtem Bilde er seinen „Attila, König der Hunnen“, dichtete, der 1808 in Berlin erschien. Von da ging er nach der Schweiz, lernte den nachmaligen König Ludwig von Baiern kennen, und hielt sich eine Zeit lang auf dem Schlosse der Frau v. Staël in Coppet auf, mit Schlegel, Dehrenschräger und Andern. Er fand in dieser Kreise eine vielseitige Anerkennung, so wie auch in Weimar, wo er sich fünf Monate aufhielt und von dem Herzog mit einer Pension bedacht wurde. Nachdem er sein fünftes Trauerspiel, „Wanda“, herausgegeben hatte, ging er auf's Neue, 1809, auf einige Monate zur Frau von Staël, vollendete dort die Stücke „die heilige Kunigunde“ und „der 24. Februar“, die aber erst 1815 erschienen, und reiste dann auf den Rath seiner Freundin nach Italien. Ehe wir zu diesem Wendepunkte seines Lebens übergehen, richten wir unsere Aufmerksamkeit noch einmal auf seine letzten poetischen Leistungen.

Die Tendenz des Attila ist, die Berechtigung eines starken und in sich selbst sichern Gemüths nachzuweisen, in Zeiten allgemeiner Verderbniß als Geißel Gottes aufzutreten. Attila, der Barbar, ist aus dem Uebermaß strenger Gerechtigkeit ein Verheerer der Welt geworden. Das war die einzige Frucht, welche die schreckliche Erscheinung Napoleons in Berners Gemüth erzeugte. Indessen wäre der Gegensatz zwischen dem Barbaren, der trotz seiner ungeheuren Macht mit schlechtem, geradem Sinn die Zerwürfnisse des hochgebildeten, aber sittlich depravirten Römerreichs zerhaut, und in dessen Erscheinung das Schicksal die Bösen ereilt, ein nicht unpoetischer Gedanke, wenn nicht Werner, indem er des Guten zu viel that, die ganze Anlage verdorben hätte. Er stellt uns Attila nicht blos als einen streng gerechten, sondern auch als einen empfindsamen Mann dar. Daß er auch Diejenigen, die ihm am Nächsten stehen, wenn sie eine Sünde begangen haben, streng bestrafen läßt, ist in der Ordnung; daß er aber sie vorher unter Thränen umarmt, ehe er sie von Pferden zerreißen läßt, ist ein sentimentaler Zug, der dem ganzen Bilde eine falsche Färbung giebt. Damit ist es aber noch nicht einmal genug, er versinkt alle Augenblicke in tiefe Gedanken und Träume, schwärmt für die Freiheit der Welt, philosophirt über die Natur der Liebe, ganz so, wie der Sohn der Wildniß, und dergleichen. Attila mußte entweder als naiver Barbar geschildert werden, der doch durch seine einfache Stärke den entnerzten Römern gegenüber einen guten Eindruck machen konnte, oder als harter Fanatiker, der sich von Scrupeln der Empfindung nicht ansprechen ließ. — Als Schatten ist ihm zur Seite gegeben die Burgunderin Hildegunde, deren Geliebten er erschlagen hat, und die, um sich an ihm zu rächen, beschloffen hat, ihn in der Brautnacht zu ermorden. Von ihren Rachegeanken ganz erfüllt, ist sie eine bloße Abstraction geworden; sie hat sich den dunkeln Göttern geweiht, und zuckt jedesmal krampfhaft zusammen, sobald das Wort „Nacht“ ausgesprochen wird; sie schielt beständig mit „gräßlichen Seitenblicken“ auf Attila, während sie ihn liebkost

(— überhaupt fangen mit diesem Stück die Parenthesen an eine große Rolle zu spielen, ungefähr wie im Fiesco: auf einer Seite „zuckt Hildegunde dreimal krampfhaft zusammen, sucht gewaltsam ihre innere Marter zu verbergen, spricht qualvoll, bricht in wüthende Freude aus, schielt furchtbar nach Attila, legt die Hand auf's Herz, und spricht in schmachendem Ton, aber gräßlich nach unten blickend zu ihm, umschlingt ihn furchtbar“ u. s. w.); später wird sie durch eine englische Erscheinung zu Gemüthskrämpfen angeregt, dann aber doch wieder von den bösen Geistern gefaßt, und bringt zuerst Attila's Sohn, dann ihn selber um, der es auch gutwillig geschehen läßt; sie fährt zur Hölle, aber weil sie noch immer ihren Bräutigam liebt, wird ihr eine gewisse Linderung ihrer Qualen verheißen. — Die unsittliche Römerwelt ist ziemlich gut, wenn auch mit etwas zu dick aufgetragenen Farben geschildert. Der bedeutendste Charakter unter ihnen ist Aetius, der früher mit Attila zusammen erzogen ein kräftiger und wohlthätiger Jüngling war, dann aber in dem bitteren Gefühl der allgemeinen Verachtung, in welchem ihm alle Menschen wie wandelnde Leichen vorkommen, alle Ideen seiner Jugend von sich wirft, und blos den kalt berechnenden Ehrgeiz bestehen läßt. Er fordert Attila auf, die Träume von Menschenrecht und Tugend aufzugeben, und die Welt mit ihm zu theilen, da die Menschen doch nur Puppen seien. Da Attila der Versuchung widersteht, giebt er ihm Gift ein, wird, als dies entdeckt wird, pardonnirt, und fällt in der Schlacht. — Der heilige Gegensatz gegen Attila ist Papst Leo, natürlich eine Fortsetzung der Söhne des Thals, des heiligen Adalbert und der Weihe der Kraft. Er sympathisirt mit Attila, und tadelt ihn nur, daß er ein so großes Werk übernommen hat, während er doch nur ein Mensch war. Er spricht über die Liebe und ähnliche Gegenstände in eben so mystischen Sonetten und Stanzas, als der heilige Adalbert, sinkt dann von der Anstrengung erschöpft zusammen, und ist mit sich selbst unzufrieden, daß er das Mysterium entweicht hat, hält dem Hof „mit verstärktem schmetternden Pathos“ lebhaftes Strafpredigten, hebt sich während seines Gebets allmählig immer höher, so daß er zuletzt „bis auf die Fußspitzen in einer fast schwebenden Stellung steht,“ erklärt dem Attila, auf den er wie auf die Andern mit elektrischer Kraft wirkt, daß Rom darum nicht fallen könne, weil es der Sitz der heiligen Kirche sei, und verkündigt ihm dann, nachdem er ihn einer moralischen Prüfung unterzogen, die Vergebung seiner Sünden; um diese vollständig zu machen, bringt er dem Sterbenden die Prinzessin Honoria, die beständig von Attila geträumt, wie Attila von ihr, als Todesbraut, segnet sie ein und schließt mit einigen mystischen Sentenzen das Stück.

Das folgende Stück: Wanda, Königin der Sarmaten, hat Werner selbst ein romantisches Trauerspiel genannt. Es ist von den bisherigen Stücken das schlechteste. Der Inhalt ist folgender. Die Königin Wanda hat früher einen Rügenfürsten Rüdiger geliebt, ohne ihn zu kennen; sie hält ihn für todt, und schwört in feierlicher Versammlung ihrer Großen, nie einem Manne angehören

zu wollen. Nachdem sie diesen Schwur abgelegt, meldet sich Rüdiger als Werber; er will, da er eine abschlägige Antwort erhält, seine Braut mit Gewalt erkämpfen, er fällt, und Wanda springt feierlich in die Weichsel. — Es ist hier weder von Charakteristik, noch von einer dramatischen Spannung die Rede; abgesehen von den Chören und Balleten, die lebhaft an die spätere Norma erinnern, haben wir nur sentimentale Redensarten, die bald im Tenor, bald im Baryton gesprochen werden. Die Parenthesen nehmen einen so großen Raum ein, daß zuweilen eine ganze Seite lang die wildesten Grimassen beschrieben werden, und dazwischen nur ein Ha! ertönt. Das „Thal“ wird diesmal durch den Geist der Königin Libussa vertreten, deren Wagen von einem Löwen gezogen wird, und deren Erscheinung stets von einer sanften Flöten- und Hörnermusik begleitet ist. Bei ihrem ersten Auftreten macht sie die Bemerkung: „Es erblühen Liebesmyrthen, wo die Sterne glühn; nur im Tode wird das Leben kühn.“ Später hält sie eine lange Rede in Canzonen, worin ziemlich ausführlich die mystische Tendenz des Stücks auseinandergesetzt wird, die sie darauf in der sprechendern Form eines Räthsels abgekürzt wiederholt:

Natur hält Schwur,  
 Natur ist treu,  
 Natur ist todt,  
 Natur ist frei;  
 Du Menschengott,  
 Sei die Natur!

Als Rüdiger fällt, erscheint sie in einem weiten rosenfarbenen Duftschleier, und als Wanda sich ins Wasser stürzt, steigt auf derselben Stelle eine kolossale, durch den klaren Morgenhimmel strahlende, von einem eben solchen Palmenzweige umwundene Lilie hervor; alle Umstehenden stürzen vor Entsetzen auf die Knie, und die Priester singen unter Posaunenbegleitung:

Ob auch, was sie begehret,  
 Der alten Fluth gewähret;  
 Die Göttin bleibt verkläret,  
 Als Palm und Lilia! —  
 Wir haben es erfahren,  
 Wir wollen es bewahren,  
 Wir müssen's offenbaren,  
 Die Götter sind noch da!!! —

In ähnlichem Schwulste ist das ganze Stück gehalten. — Viel besser ist das kleine Nachtstück: Der 24. Februar, welches auf die Bühnen einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt hat. Zwar ist die Idee, an ein bestimmtes Datum das Erb-leiden einer Familie zu knüpfen, die später unter Andern von Müllner in seinem „29. Februar“, von Gukow in seinem „13. November“ nachgeahmt ist, eine höchst sonderbare, und in ihrer rein mechanischen Auffassung des Schicksals am Wenigsten

Christlich zu nennen; auch ist dieses Stück nicht ganz frei von Schwulst und Sentimentalität, die durch den Contrast gegen die übrige, in ihrer populären Weise ans Burleske streifende Sprache noch unangenehmer auffällt, aber im Ganzen herrscht doch viel Realismus und Naturwahrheit, und die düstere, sehr streng gehaltene Färbung, die dem Gegenstand entspricht, ist nicht ohne Poese. Der „24. Februar“ ist das einzige von Werner's Stücken, welches sich in der Literatur erhalten wird. — In dem Prolog, der erst 1814 geschrieben wurde, faßt er diese Herrschaft des Schicksals und des alten Fluches als ein Symbol der Welt überhaupt, wenn nicht die christliche Gnade sie erleuchte. Er beschwört die Menschen kühnend, zu Jesu Wunden zu eilen, ehe es zu spät wäre, und aus diesem heidnischen Liede vom alten Fluche zu lernen, die Nachtgewalten zu fliehen und ein schuldloses Herz zu bewahren, „das auch dem Dichter einst beschieden war, doch er verlor's im wilden Lebensreigen.“ — So verwandelt sich die individuelle Krankheitsgeschichte in eine allgemeine Bußpredigt.

In demselben Prolog verspricht er dereinst der entsühnten Welt einen christlichen Dichter, einen Dichter der Gnade. Wahrscheinlich soll sein nächstes Stück, „die heilige Kunigunde“, bereits eine Probe dieser christlichen Dichtung sein. Es ist eine traurige Probe. Der Inhalt ist folgender. Zwischen Kaiser Heinrich II. und seinem Gegner, dem Markgrafen Harduin, entbrennt ein Krieg. Die Kaiserin Kunigunde, angeregt durch das Beispiel der Judith, beschließt, ihn zu endigen; sie begiebt sich heimlich in das Lager Harduins, aber nicht, um ihn erst zu verführen und dann zu ermorden, sondern, wie es einer Heiligen ziemt, um ihn durch die Gewalt göttlicher Ueberredungskraft vom Bösen abzuwenden. Es gelingt ihr, Harduin entsagt seinen Ansprüchen, aber sie muß ihm schwören, diese Unterredung Niemandem zu offenbaren. Da sie sich nun über ihre heimliche Abwesenheit nicht ausweisen kann, und da sie noch in eine seltsame Liebesekstase gegen einen jungen Ritter Namens Florestan ausbricht, so wird sie vor ein Gottesgericht beschieden. Florestan tritt als ihr Ritter auf, bestegt den Gegner, stirbt aber selbst im Kampfe. Jenes Liebesentzücken war ein mystisches; der Kaiser und die Kaiserin leben keusch zusammen, wie Bruder und Schwester, sie hat aber eine gewisse heimliche Sehnsucht nach Kindern. In einer ihrer ekstatischen Unterredungen mit dem lieben Gott wird ihr offenbart, daß Florestan eigentlich ein Sohn ihres Geistes sei, in der Wirklichkeit ist er ein Sohn Harduins, er hat aber längst die Kaiserin in Träumen mit heiliger Brunst geliebt. Zuletzt geht das Alles so bunt durch einander, daß man die geistigen und leiblichen Geschlechtsregister nicht mehr von einander zu unterscheiden vermag; Kunigunde wird Nonne, Harduin Trappist, und spricht Nichts weiter als Memento mori; auch der Kaiser bringt nur mit schwerem Herzen seiner Pflicht das Opfer, noch ferner der Welt anzugehören. Die heilige Kunigunde schließt mit Prophezeihungen über Maria Theresia und die Königin Louise und mit einigen Complimenten auf das

Haus Habsburg, natürlich unter obligater Flöten- und Harfenbegleitung. Nach Motiven in diesem Stück zu suchen, wäre vergebene Mühe. Die Sprache ist diesmal ganz in Knittelversen gehalten, und wechselt zwischen altfränkischer Einfachheit und modernem Schwulst, z. B. Kunigunde schließt eine Rede: „Im Mai wir fundirten den Bamberger Dom, und ziehen im Mai jetzt zur Krönung nach Rom.“ Darauf kommt der Truchseß: „Hier sind die Speisen, die zu bereiten Eure Gnaden gebot für das Spital.“ — „Dank Euch, ob aller Eitelkeiten vergaß ich meiner Brüder Qual“ u. s. w. Der Sohn des Thals ist diesmal ein berühmter Büsser, Romualdus, der aber nur durch offene Briefe auftritt. Die Entzückung der heiligen Kunigunde und ihr Schauen Gottes werden auf der Bühne vorgestellt. Einmal fängt sie an: „O Sonnenoccean, Dreieinigkeit, halt ein, zu groß ist deine Herrlichkeit.“ Dieser Zustand, in welchem sie sich schließlich in der Regel, wie der Papst Leo, auf die Zehen erhebt, wird unter Anderm auf einer Seite in den Parenthesen folgendermaßen geschildert: „Schmerzhaft und ermattet; in einem etwas gedämpften, geheimnißvollen, wie eine anhebende Gemüthsverwirrung bezeichnenden Tone; verfällt in starres Nachdenken; wie sich etwas ermunternd, aber sehr verwirrt; wieder starr nachdenkend vor sich hinstehend; wie ganz mit ihren Gedanken abwesend, wie sich bestinnend, aber immer sehr erschöpft und zerstreut in immer gespannter Ekstase; ihr starrer Blick und ihre Bewegung geht in eine stille, aber wie wilde Freudigkeit über; mit entzücktem Blick und freudiger Angst; in immer steigender schwärmerischer Begeisterung; in süßstem Entzücken, aber mit ganz verwirrten Blicken und Mienen; im höchsten Grade des süßen Wahnsinnes“ u. s. w. — Wenn man diese Hundstagsrasereien zusammennimmt, so hat der spätere Uebergang zum Katholicismus nicht viel Wunderbares mehr.

Im November 1809 reiste Werner nach Rom, und trat den 19. April 1811 zur alleinseligmachenden Kirche über. Ueber die Gemüthsbeschaffenheit, in welcher er diesen Schritt that, giebt uns unter Anderm ein Bruchstück seines Tagebuchs aus dem Jahre 1810 Auskunft. Er ist in Neapel, und es soll gerade das Blut des heiligen Januarius zum Fluß gebracht werden. Schloffer hat ihn eben durch seine Zweifel in seinem Glauben verwirrt, „Alles drang auf mich ein, und ich betete in der unbefreiblichsten Angst meines Herzens, daß das Wunder geschehen möge; umsonst. Endlich, fast einer Ohnmacht nahe, betete ich mit noch tieferer Inbrunst: Gott, wenn ich durch Deinen Geist getrieben an diesem grünen Donnerstag den größten und entscheidendsten Schritt meines Lebens that, wenn wirklich dieser Glaube der einzige alleinseligmachende ist, so gieb mir durch Flüßtwerdung des Blutes Deines Heiligen davon ein untrügliches Zeichen, und ende die Angst und Zweifel meiner Seele; gieb mir ein Zeichen, daß ich recht gethan habe! Kaum hatte ich das gebetet, so — Dank sei Dir, ewig allwaltende, mit unsern kindlichen Unarten barmherzige Gnade — so in demselben Augenblicke

fast schrien Priester und Volk auf: das Blut fließt. Jubelnd fing die Musik an, Alles jauchzte vor Freude, und ich, ich war außer mir vor Entzücken, denn mir war es gewiß ein Wunder; ich küßte Schlosser heimlich . . . . Ich werde diesen Moment des Wunders, womit Gott mich begnadigte, nie vergessen. Der Priester zeigte uns die Pihole ganz nahe, die wir küßten . . . . Schlosser glaubt dem ungeachtet, es sei plumper Trug. Dem sei wie ihm wolle; es floß, als ich gebetet hatte, mir zum Trost, mir war es Wunder, und ewig unvergeßlich sei dieser Tag. Hallelujah!“ — — Werners Freunde haben ein großes Wesen davon gemacht, daß seine Apostasie nicht durch Geldgewinn bedingt sei. Ich glaube das gern, aber ich frage jeden Unbefangenen, ob diese freiwillige Verdummung, diese Selbstbefleckung seines Geistes nicht ein viel scheußlicheres Zeichen eines vernachlässigten Gemüths ist. Wir sind in Deutschland gegen dergleichen Erscheinungen immer viel zu tolerant gewesen; ich erinnere nur an die Geisterseherei des Herrn Justinus Kerner, mit der die gebildetsten Leute coquettirt haben. Das Uebel liegt tiefer, als daß wir es auf einen einzelnen Schritt beschränken dürften: es ist dieser Hochmuth einer eiteln, trägen und ungesunden Subjectivität, sich den Idealen des Lebens ohne Vermittelung der sittlichen und logischen Gesetze nähern zu wollen, jener Faustische freche Uebermuth, der noch immer an den Herzen unserer Jugend nagt, und der schließlich stets entweder zur vollständigsten Trivolitat oder zum klaglichsten Obscurantismus führt.

Werner blieb bis zur Mitte des Jahres 1813 in Rom in dem täglich grellsten Wechsel von Andacht und Trivolitat, Beten und Schwelgen, in Kirchen, Theater und Bordellen, in den strengsten geistlichen und üppigsten weltlichen Uebungen, in den höchsten Kunst- und niedrigsten Sinnengenussen, in dem edelsten Umgang mit ausgezeichneten Männern und Frauen und dem gemeinsten mit Roues und Freudenmädchen. Er schloß seinen Aufenthalt in Italien mit einer Wallfahrt nach Loretto, kehrte dann nach Deutschland zurück, ließ sich zum Priester weihen, und trat in Wien während des Congresses zum ersten Mal als öffentlicher Prediger auf. Durch seine Persönlichkeit, eine lange hagere Figur mit einer ebenfalls langen und magern, aber durch eine mächtig große Nase und ein Paar feurige dunkelbraune Augen mit sehr starken Brauen auffallenden Gesichtsbildung; durch eine Mischung vonwitz und Mystik, hyperpoetischem Schwulst und gemeinster Obsconitat, durch sein theatralisches Pathos und das Gepolter einer kräftigen Bastimme imponirte er sowol dem Pöbel, wie den sogenannten Gebildeten. Barnhagen hat in seinen Denkwürdigkeiten über die Art seines Predigens einige Notizen gegeben, von denen ich hier die eine anführe, trotz ihrer Unflahigkeit, weil sie charakteristisch ist. Werner hatte lange Zeit gegen ein Glied des menschlichen Körpers gedonnert, von welchem die meisten Sünden und Krankheiten der Menschen herkommen sollten. Ploglich rief er zum allgemeinen Entsetzen des Publicums: „Soll ich das Glied etwa nennen, soll ich es zeigen?“ Dann

machte er eine lange Pause und fuhr fort: — „Es ist die Zunge.“ — Ich finde diese Anekdote bezeichnender für sein Wesen, als viele seiner Schriften. — Uebrigens sind seine Predigten unter dem Titel: „Katholische Hauspostille“ gesammelt worden. \*) Ich bin zu wenig in dieser Art Literatur bewandert, um Vergleiche anstellen zu können, aber ich glaube doch a priori annehmen zu dürfen, daß sie wenigstens in der Rohheit und Einfältigkeit ihrer Form einzig dasteht. Die Flüche auf die Keger, die Lobpreisungen des heiligen Rosenkranzes und dergleichen, auch Wendungen wie diese: „Ich lache, und alle vernünftige Christen werden lachen, wenn diese erbärmlichen, jämmerlichen, elenden, ohnmächtigen Wichte von der Vaterschaft Gottes plappern“; Ausdrücke, die fast auf jeder Seite wiederkehren, will ich hingehen lassen, weil sie einmal zur Sache gehören, aber diese Unfähigkeit, irgend einen Gedanken oder auch nur ein Bild festzuhalten, diese Fieberhaftigkeit, mit der er einen Satz zuerst einige zwanzig Mal wiederholt und dann plötzlich auf etwas Anderes kommt, was nicht im entferntesten Zusammenhang damit steht, das Alles macht einen wahrhaft erschreckenden Eindruck.

Dieselbe Bewandniß hat es auch mit seinen geistlichen Gedichten, deren er damals eine große Menge verfertigte. Das größte unter denselben ist eine Canzone über Raphael, die in der Grimma'schen Ausgabe 30 Seiten engen Drucks einnimmt; sie ist im höchsten unverständlichsten Schwulst gehalten, dazwischen kommen aber dann Stellen wie diese:

Wenn Du uns willst der Schönheit Urbild zeigen,  
Was zeigst Du unten hin nach ihrem Saume?  
Zeig' auf ihr Haupt! — Still! er beginnt zu sprechen:  
„Du Menschenkind, erwach' vom schänd'gen Traume!  
Das A und D, vor dem sich Engel neigen,  
Willst Du zum Kranze wie die Binse brechen?  
Du, voll der sünd'gen Schwächen!“ —  
Man strebt zum Höchsten! — „Mit dem Pinsel? Pinsel!  
Erreicht der mehr als Deinen Fleck der Erde?“ —  
Doch Raphael? — „Durch den sprach Gott das Werde!“ —  
Dichtkunst, Musik — „Sind hoher Angst Gewinsel,  
Und Farben, Thränen! Denn dem Raum zum Raube  
Trauert das Schau'n, daß es erstarrt als Glaube!“ —  
Das ist Mystik, Du mußt uns das erklären!  
„So mach' Dich, Thier, dem Thierischen verständlich!“  
Der Lehrer spricht's und schweigt; der Dchs — versucht es:  
„Ihr Herr'n, daß wir, wie wir so sind, sind endlich,  
Bleibt uns gewiß — was uns will anders lehren,  
Nennt unser Einer Unsinn und verflucht es!

\*) In der einzigen vollständigen Ausgabe der Werke Werners: Grimma und Leipzig, Verlags-comptoir.

Doch bleibt es was Verruchtes,  
 Daß, wenn man ernstlich hat im Pflug, im Stalle,  
 Durch Dung und Fraß, in sich der Welt genuzet,  
 Man manchmal doch mit Heu das Horn sich pußet  
 Und brüllt (zum Scherz, versteht's!) so thun wir's Alle!  
 Kurzum, bald frißt man und bald laut man wieder:  
 Natur und Kunst! — Lebt wohl, ihr Herren Brüder!“

Ich denke, das wird genug sein. In ähnlichem Styl sind alle die übrigen Gedichte gehalten; so das bekannte Bußgedicht: „die Weihe der Unkraft“ (1814), ferner die Dramen: „die Kreuzeserhöhung“ (1820), und „die Mutter der Maccabäer“ (1820). — Werner lebte in Wien, mit den übrigen Apostaten, von den großen Herren, denen damals diese neue religiöse Richtung als ein Moment des conservativen Princips erschien, sehr begünstigt; er faßte 1821 den Entschluß, in den Orden der Redemptoristen zu treten, eine neue Auflage der Jesuiten, für die er schon in Rom sehr geschwärmt hatte. Er trat zurück, noch ehe er sein Noviziat begonnen, aber in seinem Testament unterzeichnete er sich doch als Priester und Redemptorist. Er starb im Januar 1823. Wir werden in einem spätern Aufsatz seine Nachahmer in der Deutschen Literatur skizziren, von denen keiner in der Verirrung so weit gegangen ist, keiner aber auch so viel Talent mitgebracht hat. Werner's Leben kann unsern Romantikern zur ernststen Warnung gereichen. Es ist doch ein unbestreitbares Talent, und sein Streben ist zwar von vorn herein ungesund, aber doch nicht ohne eine gewisse Energie und selbst eine Art Ueberzeugung; sobald man aber die eigene Genialität oder Inspiration berechtigt glaubt, sich über die Regeln des Verstandes und über die Natur des Allgemeingefühls hinwegzusetzen, geräth man in ein Labyrinth, aus dem kein Ausweg führt. Manche unsrer neuern Poeten, die in die Welt hineinpolttern, was ihnen eben einfällt, ohne nach Maß und Regel zu fragen, können sich an ihm ein Beispiel nehmen. J. S.

### Lamartine's neueste Schriften.

Wir wollen hier nicht von der politischen Thätigkeit des berühmten Lyrikers reden. Wenn er in diesem Augenblick sich als Bonapartist mit republikanischer Färbung gerirt, so läßt sich erwarten, daß ihm für die Rechtfertigung dieser neuen Wendung eben so viel Phrasen zu Gebote stehen werden, als in den zahlreichen Metamorphosen, die er früher durchgemacht hat. Er bleibt, was er immer gewesen ist, ein lyrisch-rhetorischer Politiker, und Big, Einfälle, Empfindsamkeit, Stimmung ersetzen bei ihm die Energie der Ueberzeugung und den klaren Verstand eines bedächtigen Entschlusses. — Schon unter der Julidynastie war man gewöhnt, Grenzboten. II. 1851.